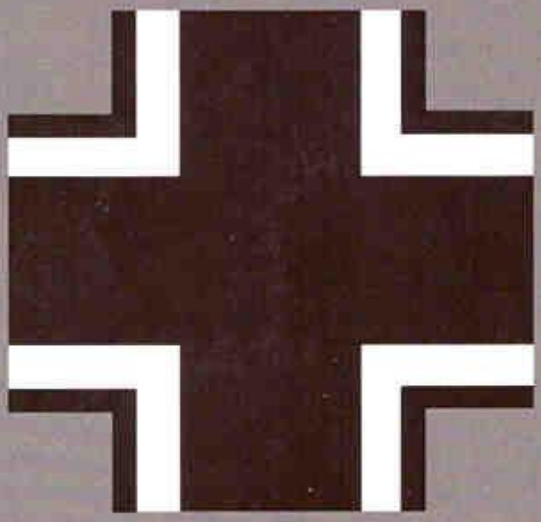
Hans Poeppel · W.-K. Prinz von Preußen · K.-G.v. Hase (Hrsg.)

DIE SOLDATEN DER WEHRMACHT

Mit einem Geleitwort von
Bundesminister a. D. Gerhard Stoltenberg



Grundlagen der Wehrmacht · Wehrmacht und Widerstand
Bedrängnis und Verhalten der Fronttruppe · Politische Indoktrination der Truppe · Völkerrecht im Luftkrieg · Fairness im Seekrieg
Die Truppe im Rückwärtigen Heeresgebiet · Partisanenkrieg: Wirkung und Völkerrecht · Justizwesen der Wehrmacht · Wehrmacht in ausländischen Urteilen · Die Wehrmacht im Nürnberger Prozeß
Die Proportion der »Täter« in der Millionenarmee

HERBIG

Eines der Kapitel aus dem abgebildeten Buch, das 1998 in erster Auflage erschien. Die geraffte Darstellung des Ostfeldzugs von Joachim von Schwerin, vom Autor ausdrücklich als eigenes Erleben vor Ort bezeichnet, gibt überblicksartig Auskunft zu verschiedenen Aspekten jenes Kriegsschauplatzes.

* * *

JOACHIM VON SCHWERIN

»Bewährung, Bedrängnis und Verhalten der Fronttruppe« Ein Bericht aus eigenem Erleben am Beispiel des Ostfeldzugs

Einleitende Betrachtung eines Zeitzeugen: Grundstimmungen

Als Wehrpflichtarmee stellte die Wehrmacht nach ihrer Mobilisierung einen perfekten Querschnitt der damaligen Gesellschaft in allen ihren Schichten dar. Nahezu jede Familie hatte Angehörige für die Armee oder die Kriegswirtschaft zu stellen, was die Vorstellung von einem »Volk in Waffen« nahelegt. Die Stimmung der Truppe entsprach über weite Strecken des Krieges der Stimmung in der Bevölkerung. Das gesamte Land stand unter dem Gesetz des Kriegszustandes. Jede bekanntwerdende Abweichung wurde strafrechtlich oder politisch geahndet, nicht selten mit drakonischer Härte.

Mit Staunen, Respekt und überwiegender Zustimmung waren zunächst die Aktionen des »Führers« Adolf Hitler und seiner Regierung zur Beseitigung der schweren Folgen des Diktats von Versailles verfolgt worden, ehe bei zunehmenden Risiken die Sorge vor dem Ausbruch eines neuen Weltkrieges wuchs. Eine Kriegsbegeisterung, wie sie 1914 festzustellen war, zeigte sich nicht. Mit großer Erleichterung und offener Siegesfreude erhoffte man nach den schnell erfolgreichen Feldzügen gegen Polen, Norwegen, die Niederlande, Belgien und Frankreich die volle Rückkehr zum Frieden.

Um so schlimmer war die Enttäuschung, als Hitler sich mit den erreichten militärischen und politischen Zielen nicht zufriedengab und den Angriff auf die Sowjetunion befahl –, ohne daß allgemein ersichtlich war, daß von dort eine militärische Gefahr drohte, zumal das Deutsche Reich und die Sowjetunion vertraglich einander verpflichtet waren. Dabei hatten doch schon die Erinnerung an die Katastrophe der napoleonischen Armee 130 Jahre zuvor und namentlich die Erfahrungen des 1. Weltkrieges die Gefährlichkeit der unendlichen Weite des Raumes, seiner klimatischen Bedingungen und der Härte und Anspruchslosigkeit der russischen Soldaten gelehrt.

Noch mehr als bei allen militärischen Aktionen Hitlers zuvor spürten Bevölkerung und Truppe, welche neue und gefährliche Last ihnen jetzt auferlegt wurde. Es gab eigentlich nur zwei Möglichkeiten: einen schnellen und nachhaltigen Erfolg wie in den bisherigen Feldzügen oder die Vernichtung

der deutschen Streitkräfte und Besetzung der Heimat. Aber noch bestand Vertrauen in die politische und militärische Führung, und so mußte – wider die Einsicht vieler – gehorcht werden. Die Bevölkerung baute auf die Tapferkeit ihrer Soldaten, begleitete aber den neuen Opfergang mit großer Sorge.

Der Kampf im Osten

Die schwerste Last trug naturgemäß die kämpfende Truppe. Sie hatte in die Weite des Raumes vorzustoßen, die Streitkräfte der »Roten Armee« zu zerschlagen, an weit gesteckten Zielen zu halten und den besetzten Raum zu sichern. Sie kämpfte an der Front in einem meist schmalen Geländestreifen, der in den Lagekarten der höheren Stäbe mit einer durchgezogenen Linie als Standort der vordersten Kräfte markiert war. Bei der unteren Führung waren die gehaltenen Stellungen präzise dargestellt, waren Lücken und Bedrohungen in Flanke oder Rücken sowie die Bezeichnungen der Truppenteile genau erkennbar, nicht aber deren schwankende Kampfstärke. Als »Front« galt ein Streifen von etwa 25 km Tiefe, der Raum, aus dem die eigene Waffenwirkung in den Feind hineingetragen wurde oder in den dieser mit seinen Waffen wirken konnte. Am vorderen Rand der Stellungen brachte die Kampftruppe im direkten Richten ihre Waffen bis 2000 Meter zum Einsatz, meist jedoch auf kürzere, oft gar auf kürzeste Entfernung, also im Kampf Mann gegen Mann.

Während die kämpfende Truppe in der Verteidigung häufig aus nur flüchtig ausgehobenen Schützenlöchern, Stellungen oder ihren Gefechtsfahrzeugen kämpfte, unterstützten Artillerie, Pioniere und in Schwerpunkten auch Teile der Luftwaffe. Rückwärts der Kampftruppen befanden sich die Feuerstellungen der Artillerie, Gefechtsstände, örtliche Reserven, Pioniere, Verbandplätze und Versorgungsteile. Etwa jeder fünfte Soldat des Heeres war tatsächlich der Feuerwirkung des Gegners unmittelbar ausgesetzt. Das bedeutet, daß etwa 4/5 der in der damaligen Sowjetunion eingesetzten Soldaten zur Sicherung des weiten besetzten Raumes oder zur Versorgung der Fronttruppe oft über Entfernungen von mehr als 1000 km benötigt wurden.

Aufgrund der bestehenden und propagandistisch betonten Bedeutung der Verträge zwischen der Sowjetunion und der Reichsregierung konnten Truppe und Bevölkerung die Absicht der Führung, im Osten einen neuen Kriegsschauplatz zu eröffnen, zunächst nicht erahnen. Erst im späten Frühjahr des Jahres 1941 wurde die Truppe, der ich damals als Offizieranwärter im Kradschützen-Bataillon der Berlin-Brandenburger Panzerdivision angehörte, über einen möglichen Einsatz »in einem wenig zivilisierten Gebiet« belehrt. Dazu gehörten Anweisungen über Körperpflege, Verhinderung von Erkrankungen durch Seuchen und Ungeziefer und Maßnahmen zur

Verbesserung der Geländegängigkeit von Fahrzeugen. Um Pfingsten erfolgten dann Verlegungen in die Ostprovinzen. Am 6. Juni begann der Aufmarsch durch Polen, zunächst in Tages-, dann ausschließlich in Nachtmärschen. In dichten Wäldern gut getarnt wurde nahe der sowjetischen Grenze untergezogen.

Noch immer blieb die Truppe ohne jede Information über die tatsächliche Absicht der Führung. Die Geheimhaltung wurde perfekt gewahrt. Weil ein Krieg gegen die Sowjetunion undenkbar erschien, liefen wildeste Gerüchte um, so z.B., daß nach einer politischen Vereinbarung Moskau den Durchmarsch durch eigenes Staatsgebiet gestattete, um dem deutschen Heer das Erreichen der Ölquellen im Nahen Osten zu ermöglichen oder sogar den in Nordafrika erfolgreichen Kräften des Afrikakorps von Osten her zur Hilfe zu kommen. Solcher Phantasie waren keine Grenzen gesetzt, zumal der Güteraustausch zwischen beiden Ländern unverändert zu beobachten war. Gegen einen Angriff gegen die Sowjetunion sprach auch, daß – im Gegensatz zu den früheren Feldzügen – keinerlei Unterrichtung über Uniformen, Ausrüstung, Bewaffnung und Einsatzgrundsätze der »Roten Armee« erfolgte. Erst am Nachmittag des Tages vor Angriffsbeginn wurden die Soldaten ins Bild gesetzt. Das wirkte wie ein Schock. Es blieb gerade noch Zeit, einen Brief nach Hause zu schreiben. Die volle Gefechtsbereitschaft wurde hergestellt und im Schutze der Nacht dicht an die Grenze vorgerückt.

Der Soldat an der Ostfront trat damit psychologisch unvorbereitet seinen schwersten Gang an. Es war ein Vorstoß ins Ungewisse, ins Unheimliche. Während die Bevölkerung in der Heimat nun mit massiver Propaganda über die Unumgänglichkeit des Krieges gegen die Sowjetmacht überschüttet wurde und damit geheime Befürchtungen bestätigt sah, waren die angreifenden deutschen Verbände bereits in schwerste Kämpfe mit dem unbekannten Gegner verwickelt. Unterschiedlich nach Frontabschnitten stießen sie in eine voll zum Angriff aufmarschierte Armee hinein.[1] Sie trafen in der Regel nicht auf grenznah besetzte Verteidigungsstellungen, sondern im Gegenteil auf zusammengefaßte Infanteriekräfte, eine zum eigenen Angriff weit vorn eingegliederte schwere Artillerie, und große Mengen leichter Aufklärungspanzer. Brücken über Grenzgewässer waren überraschenderweise nicht zur Sprengung vorbereitet. Die Deutschen waren nach ersten Eindrücken mit ihrem Angriff dem des Feindes zuvorgekommen. Dies erkannten auch die Landser, so daß es einer Rechtfertigung des Überraschungsangriffs kaum noch bedurfte. Adolf Hitler, so glaubte die Truppe, hatte wieder einmal richtig gehandelt und die Heimat vor einem Feindangriff bewahrt. Nun kam es darauf an, einmal mehr die soldatische Pflicht zu erfüllen.

Die Erfolge der großen Kesselschlachten sind nicht Gegenstand dieser auf persönlichen Erinnerungen fußenden Darstellung. Hier geht es um die Be-

dingungen, unter denen die Soldaten der Ostfront kämpften und wie sie damit zurechtkamen.

Die seelische Belastung der Soldaten der Fronttruppe, Gefechte in unklarer Lage, sehr hohe Marschleistungen und zu wenig Schlaf waren die ständigen Überforderungen. Waren die Jüngeren mehr oder minder unbekümmert, so lastete auf den Familienvätern ein starker seelischer Druck. Das zeigte sich besonders beim Eintreffen der Feldpost in der Sorge um die Familien. Unter den Soldaten verstärkte sich der Austausch persönlicher Nachrichten. So trug man an der Last der Kameraden mit und half über manchen Kummer hinweg. Gemeinsam schwärmte man vom nächsten Heimaturlaub und malte ihn sich phantasievoll aus. Und mit den Wünschen, Hoffnungen und Sorgen wuchs das Füreinander zu einer sonst im Leben selten erreichten menschlichen Verbindung. Die »kleine Kampfgemeinschaft« wurde damit zum Kern der Leistungskraft in den Truppenteilen. Gesellschaftlicher Rang und Beruf wurden nebensächlich. Gegenseitiges Vertrauen garantierte den Zusammenhalt in Not und Gefahr. Wer den ersehnten Urlaubsschein erhielt, wußte von seinen Kameraden so viel, daß er deren Familien eingehender und offener berichten konnte, als dies jeder Feldpostbrief vermocht hätte. So war es stets ein Schock, wenn der Tod in diese enge Gemeinschaft eingriff oder eine schwere Verwundung einen Kameraden traf. Personalersatz wurde natürlich kameradschaftlich aufgenommen. Aber es dauerte eine Weile, bis auch dem »Neuen« das Gefühl innerer Zugehörigkeit zuteil wurde, denn er wurde am Vorgänger gemessen.

Die im Verlauf des Krieges zunehmenden Berichte über Belastungen der eigenen Familie, die Folgen der Bombenangriffe auf die Heimat, oft gar die Zerstörung des eigenen Hauses, die Evakuierung der Kinder oder der Einsatz von Familienangehörigen in der Kriegsindustrie, Nachrichten über die Verschlechterung der Ernährungslage, Ehekrisen infolge der Trennung oder die Kenntnis von steigenden Verlusten daheim verstärkten die Sorgen. Dies stützte aber auch den Willen dazu beizutragen, daß dieser verfluchte Krieg möglichst schnell und fern der Heimat ein Ende finden möge.

Die besonders hohen Verluste unter den Offizieren und Unterführern sowie die damit verbundenen Vorgesetztenwechsel brachten zeitweise Unsicherheit. Der »Neue« mußte erst beweisen, ob er so umsichtig, fürsorglich und besonnen führte, wie sein Vorgänger. Auch als das Kriegsende näher rückte, als die Truppe den Verlust von Teilen der Heimat, die Flüchtlingsströme und die Grausamkeiten der Roten Armee auch an der Zivilbevölkerung erlebte, geriet der Zusammenhalt nur selten ins Wanken. Die Kameradschaft war durch das gemeinsame Erleben so gestärkt, daß »Entfernung von der Truppe« oder gar Desertation ausgesprochene Ausnahmen waren. Die Kameraden im Stich zu lassen, galt als ein schweres Verbrechen. Nur in

Deutschland brüsten sich heute ehemalige Deserteure mit ihrer Fahnenflucht. Oft waren sie nur in den Wirren der letzten Kriegsmonate von ihrer Truppe abgekommen und mancher hat dafür nachträglich politische Gründe konstruiert. Häufig haben gerade auch in dieser besonderen Bewährung politisch Andersdenkende, die dem Nationalsozialismus aus den verschiedensten Gründen ferne standen und an denen es in der Truppe nicht fehlte, als gute Kameraden bis zum Ende ihre soldatische Pflicht erfüllt.

Bedrängnis der Frontsoldaten

In Behörden oder Schulen der besetzten Gebiete hingen große Wandkarten, auf denen die Sowjetunion in ihren riesigen Ausmaßen dargestellt war. Ungläubig standen die Soldaten davor, um verunsichert den eigenen Standort festzustellen und zu erkennen, wie gering unsere Eindringtiefe im Verhältnis zum gesamten Territorium war. Hatte man doch nach den ersten Erfolgen geglaubt, schon eine gewaltige Entfernung zurückgelegt zu haben. »Was sollen wir hier eigentlich?« – diese Frage griff um sich und erregte zunehmend Zweifel und Furcht, wie das alles einmal enden sollte. Das reduzierte nüchtern die von unserer Propaganda verbreiteten Erfolgsmeldungen. Mit Empörung hörte im Herbst 1941 die Truppe Kommentare aus der Heimat, die die bereits erfolgte Zerschlagung der Roten Armee verkündeten, während sie in harten Kämpfen mit immer neu herangeführten gegnerischen Verbänden stand. Darunter befanden sich bereits im November 1941 für den Winterkampf hervorragend ausgerüstete sibirische Truppen.

Rundfunkmeldungen und Wochenschau täuschten immer wieder die Heimat und verschwiegen, wie teuer die deutschen Erfolge errungen werden mußten. Die wachsende Zahl der mit dem Eisernen Kreuz gekennzeichneten Todesanzeigen ließ dies deutlich werden. Frontberichterstatter filmten erbeutete Waffen und lange Gefangenenkolonnen. Aber das Leid auf den Truppenverbandplätzen und in den Feldlazaretten wurde nicht gezeigt. Auch über die Geschehnisse im rückwärtigen Gebiet wurde nichts berichtet, so daß die Bevölkerung und die Kampftruppe über offenbar planmäßige Verbrechen der »Einsatzgruppen« nichts erfuhr. Die Fronttruppen hatten ihre eigenen schweren Belastungen. Sie hatte ihre täglichen Gefechte zu bestehen und sich mit dem Feind auseinanderzusetzen und gab Gerüchten keinen Glauben.

Ohne Vertrauen in die politische und militärische Führung hätten unsere Soldaten den ständigen Belastungen gar nicht standhalten können.

Zu dieser Bürde gehörten auch die extremen Bedingungen der mangelhaften Infrastruktur und des Klimas. Statt fester Straßen gab es überwiegend Sandwege. Die Bewegungen der Verbände und die tägliche Versorgung waren

daher außerordentlich erschwert. Gepanzerte Truppen kamen da besser zurecht. So entstanden abseits der Straßen in keiner Karte verzeichnete »Rollbahnen«. Ketten und Räder walzten den Boden mehr und mehr glatt. Zum Überholen und um dem von den vorderen Fahrzeugen aufgewirbeltem Staub auszuweichen, entstanden Fahrbahnen bis zu 100 m Breite. Doch sobald Regenperioden eintraten, wurden diese unbefestigten Verkehrswege schnell im Schlamm grundlos. Radfahrzeuge versanken und mußten von Panzern oder Zugmaschinen geschleppt werden. Als dann überraschend mit starkem Frost der Winter begann, wurden die Schlammstrecken zur absoluten Falle. Nichts ging mehr. Alles erstickte dann im hohen Schnee des strengen Winters. Erfrierungen und Krankheiten führten zu hohen Ausfällen. An der Front fehlten dadurch oft die für das Gefecht notwendigen erfahrenen Kräfte. Die schweren Waffen kamen nicht rechtzeitig heran, um unterstützend einzugreifen. Wichtige Versorgungsteile wie Munition, Kraftstoff und Feldküchen blieben zeitweise ganz aus.

Wie verantwortungslos die politische und militärische Führung in der irrigen Annahme eines raschen Erfolges das Heer in den Ostkrieg geführt hatte, erwies sich im frühzeitig hereinbrechenden Winter 1941/42. Bei bis über 30 Grad Kälte kämpften die Verbände in ihren normalen Uniformen mit dem dünnen Tuchmantel und froren jämmerlich. Die Erfrierungen überstiegen die anderen Ausfälle erheblich. Der mit kälteleitenden Stahlnägeln besohlte deutsche Soldatenstiefel, der »Knobelbecher«, erwies sich als für Rußland nicht geeignet. Die Kopfbedeckungen gaben keinen Kälteschutz und die Kopfschützer, unter dem Stahlhelm getragen, vereisten durch die Atemluft schnell. Wie anders die Sowjettruppen: Von Kopf bis Fuß auf strenge Winter eingestellt mit Pelzmützen, wattierter Bekleidung, Filzstiefeln und Fausthandschuhen, dazu Schneehemden zur perfekten Tarnung. Zur Versorgung wurde von ihnen alles herangezogen, was dem Winter gerecht wurde: Panzer, Traktoren, leichte Lastwagen und vor allem die mit den kleinen Panjepferden bespannten Schlitten. Versagten diese Transportmittel, wurde die Bevölkerung in Trägerkolonnen eingesetzt.

Unterschiedlich brauchbar, ja als wenig zweckmäßig erwiesen sich wichtige Waffen. Hatte schon zum Beispiel im ersten Takt des Ostfeldzuges das 37-mm-Geschütz der Panzerabwehrtruppe sich im Vergleich zu den russischen wegen seiner unzureichenden Durchschlagsleistung den Spottnamen »Heeresanklopfgerät« verdient, so fielen bei starkem Frost Maschinenwaffen, vor allem die Maschinengewehre, anfänglich aus. Der Soldat behalf sich, indem er bis kurz vor Gebrauch die Schlösser der Waffen in den Hosentaschen warm hielt. Endlich wurde in der Heimat eine Sammlung von Winterbekleidung durchgeführt, die aber – und dies in unterschiedlicher Brauchbarkeit – erst zum Ende des Winters an der Front eintraf.

Unter Staub, Nässe und Kälte litten auch die treuen Pferde der bespannten Einheiten, aufgewachsen und verwöhnt unter klimatisch völlig anderen Bedingungen. Jetzt mußten sie ihren Hunger oft wie die anspruchslosen Panjepferde mit dem Stroh der Dächer der Bauernhäuser stillen, ehe sie doch kraftlos zusammenbrachen und dann in den Feldküchen immerhin noch die karge Verpflegung aufbesserten.

Diese Beispiele aus unmittelbarer Anschauung zeigen, wie verantwortungslos Mensch, Tier und Material in den Ostfeldzug geschickt wurden. Sie belegen zugleich, daß die Führung einen Feldzug in Rußland gewiß nicht von langer Hand vorbereitet hatte. Für Historiker und heutige Zeitgenossen ist unvorstellbar, unter welchen physischen und psychischen Belastungen die Truppe zu kämpfen hatte. Aktenstudium allein kann die reale Situation nicht erfassen und nicht zu zutreffenden Urteilen führen.

Mit wachsender Überlegenheit des Gegners und bei immer breiteren und dabei schwächer besetzten Frontabschnitten auf eigener Seite konnten die Kampfverbände nur selten und dann meist nur für kurze Auffrischungszeiten aus der Front gezogen werden. So blieb die kämpfende Truppe in allen Jahreszeiten am Feind. Ihr Dasein verbrachte sie im Deckungsloch, aus dem sie kämpfte, in dem sie ruhte und fror und sich mit der Zeltplane gegen Nässe, Kälte oder Hitze zu schützen versuchte. Die Versorgung oder Ablösung zu kurzer Erholung oder Verlegung war oft nur im Schutze der Dunkelheit möglich.

Nicht viel anders erging es den Besatzungen gepanzerter Fahrzeuge. Sie konnten ihren Panzer, ihr Sturmgeschütz im Gelände nur schwer verbergen und tarnen, zumal der Grundsatz »Waffenwirkung geht vor Deckung« zu beachten war. So boten sie bevorzugte Ziele für das Feuer des Gegners. Die Besatzungen, wohl gegen Wind und Regen besser geschützt als ihre Kameraden auf dem freien Feld, waren jedoch der Kälte und Hitze genauso ausgesetzt. Schlaf fanden sie in Gefechtspausen nur sitzend in abenteuerlichen Körperhaltungen. Wenn es die Lage erlaubte, ruhten sie in Decken gehüllt unter dem Panzer.

Klimatische Unbilden und Übermüdung waren Wochen hindurch die ständige physische und psychische Belastung der Frontsoldaten, die zu lebensbedrohender Gleichgültigkeit oder auch zu unüberlegtem Handeln führen konnte. Zwang eine überraschende Änderung der Gefechtslage zu schnellem Einsatz, war jedermann unverzüglich hell wach, um danach um so tiefer erschöpft in Schlaf zu fallen. Es ist heute schwer zu begreifen, wie vor allem Offiziere und Unteroffiziere mit ihrer zusätzlichen Verantwortung und Fürsorge diese Belastungen ertrugen.

Deutlich erkennbar war, daß vom Lande stammende Soldaten unter diesen harten Bedingungen weniger litten, als ihre Kameraden aus Städten. Auch an

»ruhigeren« Frontabschnitten lebte man in dauernder Ungewißheit, verwundet zu werden, in Gefangenschaft zu geraten oder gar das Leben zu verlieren. Die Zahl der Gefallenen, Verwundeten oder Erkrankten unterlag ständigem Wechsel. Es gab Wochen ohne nennenswerte Ausfälle, andererseits aber Tage mit hohen Verlusten, welche dann das Gefüge der Einheiten stark veränderten. War die Ausfallrate zu hoch, mußte eine Neuaufstellung oder eine Aufteilung auf weniger betroffene Einheiten erfolgen. Die Bataillone waren oft genug nur noch ein Torso, kaum noch in Kompaniestärke und nicht selten von einem ganz jungen Offizier geführt. So gab es Verbände und Einheiten, die nach harten Gefechten nur noch 10 Prozent ihrer Soll-Gefechtsstärke hatten. Dennoch blieben die Aufträge meist dieselben. Wer immer solche Einsatzbefehle zu erteilen hatte, litt spürbar unter dieser schweren Bürde. Der Truppenführer allein wußte um die Bedeutung und Last des erteilten Befehls, zumal er die zu erwartenden Verluste vor Augen und keine Illusionen über die sinkende Kampfkraft hatte.

Nach Abschluß solcher Einsätze und Gefechte gab es dann die bittere Pflicht, Hinterbliebenen den Tod des geliebten Mannes, Vaters oder Sohnes mitteilen zu müssen. Die Vorgesetzten schrieben diese Briefe selbst, schon um zu verhindern, daß in der fernen Heimat irgendein Parteibeauftragter diese Aufgabe mit falschem Zungenschlag wahrnahm. Die Feldgeistlichen, meist wirkliche Seelsorger, begleiteten die Soldaten, standen ihnen in persönlicher Not bei und hielten an ruhigeren Tagen ihre Feldgottesdienste. Sie trösteten Verwundete, erteilten Sterbenden den letzten Segen und halfen Sanitätern bei der Versorgung Verwundeter auf dem Gefechtsfeld. Wurden Gefallene zur letzten Ruhe gebettet, sprach oft ein Militärgeistlicher, gleich welcher Konfession, an seinem Grab ein letztes Gebet.

Forderungen an die Standfestigkeit

Neben der Dauerbeanspruchung war das Gefecht der Prüfstein für die Kameradschaft. Welcher Mut gehörte doch dazu, im Feindfeuer einen verwundeten Kameraden zu bergen oder ihn aus einem brennenden Panzer herauszuholen. Dabei zeigte sich auch, daß zuvor unscheinbar wirkende Soldaten im Einsatz besondere Tapferkeit bewiesen.

Allein bei Betrachtung des Gefechtsalltags wird deutlich, daß die Fronttruppe für partei-ideologische Phrasen und Belehrungen keinen Bedarf hatte. Was Not tat, wußte der Soldat selbst besser als hunderte von Kilometern entfernte Ideologen. So urteilt denn ein israelischer Historiker: »Tatsächlich galt die Wehrmacht ... als eine ideologisch unbelastete Organisation«.[2] Deshalb sind in Archiven verfügbare Tagesbefehle der übergeordneten Füh-

rung oder überlieferte vollmundige politische Bekundungen bei weitem kein Beweis dafür, daß die Truppe diese kannte oder in diesem Sinne handelte, zumal sie oft genug nur der politischen Führung bestätigen sollten, daß ihren Vorgaben entsprochen wurde.

Fremde Kontingente, »Hilfswillige«, Waffen-SS

Bald nach Beginn des Ostfeldzugs stellte der deutsche Soldat mit Erstaunen fest, daß noch andere europäische Truppenkontingente sich am Kampf gegen die Sowjetunion beteiligten. Aus den nordeuropäischen Staaten, aus Belgien, Frankreich, Spanien, Italien, Rumänien und Ungarn traten sogar Großverbände mit zum Kampf an und blieben für längere Zeit an der Front. Für den deutschen Soldaten verstärkte sich damit die Auffassung, daß sein Kampf eine europäische und nicht nur deutsche Aufgabe war und damit als eine gerechte Sache verstanden werden konnte. – Diese fremden Kontingente waren zumeist schwächer bewaffnet und wurden daher möglichst an weniger bedrohten Abschnitten eingesetzt. Zur Abstimmung der Operationsführung wurden ihnen deutsche Verbindungsstäbe beigegeben. Insgesamt kämpften diese Verbände tapfer und zuverlässig.

Viele in Gefangenschaft geratene Sowjetsoldaten meldeten sich zum Eintritt in russische Freiwilligenverbände, welche fortan in deutscher Uniform gegen die Rote Armee antraten. Ihre Gesamtstärke dürfte der Millionengrenze nahekommen. Der ehemalige Sowjet-General Wlassow gewann aus dem Potential der Gefangenen Freiwillige in so großer Zahl, daß von der »Wlassow-Armee« gesprochen werden konnte, die allerdings erst zu Ende des Krieges, als sie sich kaum mehr auswirken konnte, aus drei Divisionen bestand.

Ausgerüstet mit sowjetischem Beutematerial wurden die »fremdvölkischen« Verbände zur Sicherung des rückwärtigen Heeresgebiets eingesetzt, verschiedentlich von ehemaligen sowjetischen Offizieren geführt und durch deutsche Verbindungskommandos unterstützt.

Die Motivation dieser nun auf deutscher Seite kämpfenden Sowjetsoldaten unterschiedlicher landsmannschaftlicher Herkunft ist schwer zu ergründen gewesen. Ein Teil wollte sicher nur dem Gefangenen-Schicksal entgehen, andere hatten unter dem Sowjetregime persönlich gelitten und wandten sich nun gegen dieses System. Insgesamt haben diese Truppen erheblich dazu beigetragen, daß die militärische Sicherheit im Rücken der deutschen Front weitgehend aufrechterhalten werden konnte.

Ein weiteres Kontingent bildeten geschlossene ethnische Gruppen aus dem Baltikum, dem kaukasischen Raum, dem Don-Wolga-Gebiet und den südasiatischen Sowjetrepubliken. Diese Verbände wurden gelegentlich sogar in

die Front eingegliedert, meist jedoch ebenfalls im Hinterland mit Sicherungsaufgaben betraut. Diese »Ost-Truppen« kennzeichnete ein unbändiger Haß auf das Sowjetregime. Sie verstießen zuweilen gegen die Regeln des Kriegsvölkerrechts und brachen rücksichtslos jeden Widerstand, der sich ihnen in den Weg stellte. Diese Erbarmungslosigkeit im Einsatz haben vor allem sowjetische Partisanenverbände erfahren müssen.

Eine dritte Personengruppe waren die sogenannten »Hilfswilligen«, Kriegsgefangene, die nicht zu den Sammelstellen weitergeleitet worden waren, sondern freiwillig Hilfsdienste in der Truppe leisteten. Bei Eignung blieben sie dann auf Dauer, erhielten deutsche Uniformen und natürlich die gleiche Versorgung wie die Truppe. Sie wurden bei den Feldküchen, in der Instandsetzung und als Beifahrer eingesetzt, erwiesen sich als anstellig und pflichtbewußt und gehörten mit der Zeit zum »Stammpersonal«. Damit wurden deutsche Soldaten für die kämpfende Truppe freigestellt, was angesichts der Verluste immer dringender wurde. Diese »Hiwis« stellten eine große Hilfe dar bei der Verständigung mit der Zivilbevölkerung und kannten sich im Bewältigen schwieriger Witterungslagen aus. Bei Stellungswechseln fanden sie in schwierigem Gelände Weg und Steg. Gegen Kriegsende wurde ihnen freigestellt, unterzutauchen oder zu fliehen, um den zu erwartenden Repressalien der Roten Armee zu entgehen.

Neben den Heeresverbänden kämpften an der Ostfront die Divisionen der Waffen-SS, welche organisatorisch dem Reichsführer SS unterstanden, im Einsatz den General- und Armee-Oberkommandos unterstellt und personell und materiell oft deutlich besser ausgestattet waren als die Heeresverbände; sie stellten damit eine qualitativ hochwertige Verstärkung der Fronttruppe dar. Ihre Einsatzgrundsätze waren durch die Andersartigkeit der Ausbildung ihrer Führer und Unterführer bestimmt, die ihren Schwerpunkt nicht allein im taktisch-operativen, sondern auch im ideologischen Bereich hatte. Von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, reichten ihre Führungsqualitäten bei vielfach bewiesener größter Tapferkeit aber nicht immer und führten zu vermeidbaren Verlusten. Dennoch waren nicht nur abgekämpfte, sondern meist alle Truppenteile des Heeres froh, Verbände der Waffen-SS zum Nachbarn zu haben, die sich in aller Regel durch Disziplin, Tapferkeit und Hilfsbereitschaft bewährten.[3]

Der Gegner

Von Beginn des Ostfeldzuges an zeigte sich der sowjetische Soldat als ein Gegner bisher unbekannter Stärke und Standfestigkeit, anders als der Feind, den die deutschen Truppen in den Feldzügen zuvor erlebt hatten. Der stoische

Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, die Anspruchslosigkeit und die persönliche Einsatzbereitschaft auch unter extremsten Witterungsbedingungen waren ihm wie den Generationen zuvor anerzogen.

Zwar schlummerte tief im Inneren sogar noch ein schlichter religiöser Glaube in meist einfachem Gemüt, das sich in schwermütigen Liedern über Liebe, Natur und Heimatverbundenheit ausdrückte. Doch die politische Indoktrination überlagerte diese Grundhaltung. Bedingungslos hatte man sich den neuen Machthabern und ihren Statthaltern unterworfen. Jetzt folgte man den gefürchteten »Politruks«, den Kommissaren, die in allen Sowjet-Bataillonen das Handeln der Kommandeure und aller Soldaten überprüften, für die Motivation und bedingungslosen Gehorsam sorgten und bei echten oder vermeintlichen Mißständen sofort zur Pistole griffen.

Der Soldat selbst war geschickt in Verteidigung und tapfer im Angriff. Raffiniert in seinem Verhalten auf dem Gefechtsfeld, besonders nachts und unter allen Witterungsbedingungen ertrug er Belastungen unglaublich standhaft. In der Verteidigung hielt er hartnäckig Widerstand leistend bis zum Kampf Mann gegen Mann. Wir mußten daher jede Stellung einzeln niederkämpfen. Der Widerstand brach meist erst zusammen, wenn der örtliche Führer, vor allem der Politruk, ausgefallen war und sie sich daher ergeben konnten, ohne von hinten erschossen zu werden. Zähigkeit und stoische Todesverachtung kennzeichneten die Angriffe der Roten Armee. Oft griff die sowjetische Infanterie ungedeckt mit lautem »Urrähh« und im Laufen aus allen Waffen feuernd an. Kam ihr Angriff zum Erliegen, wurde kurz darauf ein weiterer aus gleicher Richtung angesetzt, wiederum unter Inkaufnahme hoher Verluste. Die Feuerunterstützung durch Artillerie und Granatwerfer erfolgte in großer Dichte und hohem Munitionseinsatz. Die Infanterie folgte dem Vorverlegen des Vorbereitungsfeuers dichtauf.

Wurden Angriffe mit mechanisierten Verbänden vorgetragen, stürmten die Panzer in hoher Fahrt unter Einsatz aller Bordwaffen fast ohne Rücksicht auf eigene Verluste. Die aufgesessene Infanterie sprang erst kurz vor den deutschen Stellungen ab, um im Nahkampf den Einbruch zu erzwingen. So entstanden schnell recht kritische Lagen, in denen kampffähig gebliebene eigene Widerstandsnester für viele Stunden auf sich allein gestellt standhielten, bis später durch Reserven die eigene Verteidigung wieder stabilisiert werden konnte.

Mit den Rückzugsbewegungen kam es häufig zu solchen unübersichtlichen Gefechten. Den Feindkräften an Personal und Material stark unterlegen, kämpfte sich die Fronttruppe auf neue Verteidigungslinien zurück. Manchmal entstanden auf diese Weise sogenannte »wandernde Kessel«, vom Feind umgeben und bedrängt, an den Außenrändern die Kampftruppe mit den Unterstützungstruppen, in der Mitte Verwundete, Stäbe und Versorgungsteile.

In solchen Situationen war die physische und psychische Belastung besonders hoch, die Führungsleistung bis hinab zum Leutnant und dem erfahrenen bewährten Unteroffizier besonders gefordert.

Im Siegesrausch zeigte der Sowjetsoldat, zu welcher Brutalität er imstande war. Von politischen Parolen angetrieben, kannte er haßerfüllt nur noch ein Ziel: Vernichten! Verwundete wurden erschossen oder erschlagen. Dieser Blutrausch hielt bis zu den letzten Kriegstagen an und tobte sich auch an der Zivilbevölkerung aus. »Tötet, tötet, kein Deutscher ist unschuldig! Nehmt Euch die deutschen Frauen, wo ihr sie findet, und brecht ihren Stolz. Und wenn Du einen Deutschen getötet hast, töte einen zweiten – es gibt nichts Schöneres als deutsche Leichen!« Diesen Aufruf des sowjetischen Schriftstellers Ilja Ehrenburg soll selbst Stalin mißbilligt und seine weitere Verbreitung untersagt haben. Das Inferno war vorauszusehen. Moskau war der »Haager Landkriegsordnung« nicht beigetreten und sah sich damit an die Einschränkungen im Kriegsvölkerrecht nicht gebunden. So wurden schon zu Beginn des Ostfeldzugs Ereignisse dokumentiert, in denen deutsche Gefangene oder Verwundete – sogar auf mit dem Roten Kreuz gekennzeichneten Verbandplätzen – niedergemacht und verstümmelt wurden. Deutsche Truppen haben, wenn sie im Gegenangriff an solche Orte zurückkamen, in begreiflicher Erbitterung reagiert. In aller Regel gelang es verantwortungsbewußten Vorgesetzten aber rasch, die Disziplin wiederherzustellen.

Sowjetische Gefangene

Kaum vorstellbar sind die Situationen, denen sich die deutschen Truppen am Ende der großen Kesselschlachten in den Jahren 1941/42 ausgesetzt sahen. Auf engstem Raum zusammengedrängt, mußten sich zahlreiche Verbände der Roten Armee nach heftigster Gegenwehr ergeben. Sie zählten zu hunderttausenden Soldaten, im Abflauen der Kampfhandlungen unzulänglich versorgt, erschöpft, dazwischen Unmengen von Panzern, Geschützen, Waffen, Kriegsgerät aller Art und viele Pferde. Diese Masse wogte hin und her und wußte nicht wohin. Verzweifelte Ausbruchsversuche scheiterten am Einschließungsring. Langsam gelang es den deutschen Truppen, schrittweise Schleusen zu öffnen, durch welche die Sowjetkräfte in die Gefangenschaft abfließen konnten. Nach Niederlegen ihrer Waffen, in den Schleusen nur flüchtig durchsucht, wälzten sich die braunen Kolonnen in relativer Ordnung in die vorgegebene Richtung, eskortiert von wenigen deutschen Gefechtsfahrzeugen oder Wachmannschaften. Da dieser Abschub nicht immer durch übersichtliches Gelände führte, gelang noch vielen die Flucht. Wenn sie nicht wieder ergriffen wurden, fanden sie zumeist Anschluß an Partisanenverbände oder bilde-

ten diese selbst. Die deutsche Führung an Ort und Stelle zeigte sich durch solche Gefangenenmassen gänzlich überfordert, vor allem dann, wenn es an Infanteriekräften mangelte, um die Gefangenen unter Kontrolle zu halten.

Es war auch nicht Aufgabe der Kampftruppe, sich um die Versorgung der Gefangenen, um das Aufräumen in den Kesseln oder um das Einsammeln der Unmengen erbeuteter Waffen zu kümmern. Das gehörte zu den Obliegenheiten rückwärtiger Kräfte. Für die Masse der Gefangenen kamen unausweichlich schwere Tage, besonders für die Verwundeten unter ihnen. Sie hatten nichts als das nackte Leben gerettet und verfügten, wenn überhaupt nur über Reste an Verpflegung bestehend aus Trockenbrot, etwas Hirse und Machorka-Tabakkrümeln. So fanden sie sich demoralisiert in großen Sammelräumen wieder, die allerdings auf solche Menschenmengen nur unzulänglich vorbereitet waren. Bis dann endlich eine geregelte Versorgung in Gang kam, vergingen angesichts eigener Transportprobleme Tage, bis zu ihrem weiteren Abschub unter Umständen Wochen und in dieser Zeit kam es – wie bei den deutschen Gefangenen gegen Kriegsende – zu hohen Ausfällen.

Anders konnte bei überschaubaren Gefangenenzahlen gehandelt werden. Diese Gefangenen wurden schnellstmöglich in das rückwärtige Divisionsgebiet geführt, in vorbereitete Sammellager für Zwischenaufenthalte, ehe der weitere Abschub erfolgte. Offiziere wurden schon bei der Gefangennahme von ihren Soldaten getrennt, von Stabsoffizieren vernommen und eiligst abtransportiert. Dem Gefangenen wurden Waffen, Munition und besondere Ausrüstung, Offizieren auch Kartentaschen mit Befehlen u.ä. abgenommen. Persönliche Dinge wurden grundsätzlich belassen – welch ein Unterschied zu den Ausplünderungen deutscher Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten.

Verwundete Gegner wurden auch nach erbittertem Gefecht wie eigene Verletzte behandelt, letztlich waren sie Leidensgenossen. So konnte es geschehen, daß deutsche und sowjetische Sanitäter gemeinsam Verwundete auf dem Gefechtsfeld versorgten.

Nicht selten waren die Rotarmisten schon bei ihrer Gefangennahme in einem anfälligen Gesundheitszustand. Uniformierte Frauen, meist Sanitäts- oder Fernmeldepersonal, wurde sofort von den männlichen Gefangenen getrennt, dies auch deshalb, weil sie als Hilfspersonal in den Gefangenensammelstellen dringend benötigt wurden.

Das Verhältnis der Truppe zur Zivilbevölkerung

Bei Beginn des Feldzugs geriet die Truppe mit der russischen Bevölkerung zunächst wenig in Kontakt. Ihr schneller Vorstoß umging Ortschaften möglichst und strebte auf den Magistralen den nächsten Brücken zu. Wo sie in

Dörfern ziviler Bevölkerung begegnete, zeigte diese sich zunächst distanziert, aber neugierig. Die Disziplin und Freundlichkeit der Deutschen, die spürbar unterschied zwischen dem bewaffneten Gegner und der schutzlosen Bevölkerung, war so wohl nicht erwartet worden und wurden dankbar wahrgenommen. Ablehnung oder gar feindliches Verhalten waren nirgends zu spüren. Das korrekte Verhalten der Fronttruppe stand ja auch im krassen Gegensatz zu den Untaten ihres eigenen Regimes. Stalins Massenmorde in der Ukraine, die Schauprozesse im Jahr 1937 und die zahlreichen Deportationen und Zwangslager waren nicht vergessen.

So kam es der fremden Truppe gegenüber bald zu engeren Kontakten, auch zu Tauschgeschäften mit Lebensmitteln, nicht selten sogar zu herzlichen Gesten der Begrüßung mit Blumen, Brot und Salz. Häufig bat man um Erlaubnis, die Ikonen wieder aufstellen zu dürfen, da diese lange vor Entdeckung versteckt gehalten werden mußten. So spürten die deutschen Soldaten große Erleichterung bei der Bevölkerung, daß das ungeliebte Sowjetregime beseitigt schien.

Die Truppe hatte schnell erkannt, wie das Verhalten der Bevölkerung zu beurteilen war. Beobachtete man sorgloses Treiben in einer Ortschaft, war mit Feindwiderstand nicht zu rechnen. Wenn aber die Ortschaft ausgestorben schien, drohte ein Gefecht auszubrechen. Die Bewohner hielten sich dann vorsorglich in Kellern und Erdbunkern versteckt. Beschuß führte schnell zu erheblichen Beschuß-Schäden an verteidigten Gebäuden. Die meist mit Stroh gedeckten Holzhäuser brannten rasch lichterloh. Ein einzelnes Leuchtspurgeschoß oder eine zerstörte Herdstelle genügten schon als Ursache.

Auch in ungewissen Lagen war das Zusammenleben mit der Bevölkerung, mit den Frauen, Greisen und Kindern ohne Probleme. Verweilte die Truppe länger, kam es vielfach zu freundschaftlichen Kontakten. Fotos, die wir von unseren Angehörigen, unseren Heimstätten und aus unseren Städten zeigten, wurden bestaunt. Erkannten die Bewohner Vorbereitungen für eine Verlegung oder im Verlauf des Krieges für die Fortsetzung des Rückzugs, kam es nicht selten zu tränenreichen Abschiedsszenen. Unsicherheit und Angst vor der Zukunft breiteten sich aus und führten zu Fluchtbewegungen. Ohne klares Ziel schlossen sich dann ganze Familien mit Sack und Pack den deutschen Truppen an und behinderten deren Marschbewegungen.

In den kältesten Frostperioden kämpften Freund und Feind vorrangig um den Besitz von Ortschaften, die Wärme, Trinkwasser und begrenzten Schutz boten. Solche Ansiedlungen erlitten dann leider schwere Schäden und es bildeten sich wahre Schicksalsgemeinschaften zwischen Truppe und Einwohnern. Kleine Bauernhäuser verfügten im allgemeinen nur über einen einzigen Wohnraum, in dem sich das ganze Familienleben abspielte. Nun kamen noch die Soldaten hinzu, die für kurze Zeitspannen aus ihren Feldstellungen

abgelöst worden waren. In drangvoller Enge versammelten sich nun alle um die einzige Wärmequelle, den großen Lehmofen. Auf diesem schliefen, dicht aneinander gedrängt, die Hausbewohner. Die Soldaten lagen ringsum auf den Sitzbänken oder auf dem Fußboden. Da war es nicht verwunderlich, daß sich die Läuseplage schnell ausbreitete. Sie wurde gemeinsam bekämpft. Zu intimem Verkehr mit Russinnen kam es nur in ganz seltenen Fällen. Die gegenseitige Beobachtung auf engstem Raum, und die strenge Meldepflicht derartiger Verbindungen sowie die Regel, daß Vergewaltigung als Verbrechen von den Kriegsgerichten streng geahndet wurde, regelten dieses Problem weitgehend. Im allgemeinen zeigten sich junge Russinnen oder Ukrainerinnen alles andere als entgegenkommend und wußten selbstsicher ihre persönliche Integrität zu wahren.

Grenzbereiche des Kriegsvölkerrechts

Die Grundlagen für militärische Disziplin und Ordnung aus Friedenszeiten galten auch im Kampfgebiet unvermindert fort, so die Disziplinarstrafordnung und das Militärstrafgesetzbuch. Hinzu trat nun noch das »Sonderstrafrecht« im Kriege. Deutschland war der Haager Landkriegsordnung von 1907 beigetreten. Ihre Einhaltung war nicht nur ein Gebot der Fairneß und der Humanität, sondern diente vornehmlich der Wahrung und Erhaltung der Disziplin der Truppe. Tätern drohten schwerste Strafen wie Degradierung, Strafbataillon oder gar die Todesstrafe. Die militärische Ordnung wurde bis Kriegsende weitgehend gewahrt. Dies wurde durch eine scharfe Meldepflicht bei Vergehen, durch die »Tatberichte« und ein enges Netz der Dienstaufsicht sichergestellt. Moral und Zusammenhalt der Verbände wurden dadurch ganz wesentlich gestützt.

Mit Deportation oder gar Hinrichtung ethnischer Minderheiten ist die kämpfende Truppe mit Sicherheit nicht befaßt gewesen. Sie benötigte jeden Mann für den Kampf und die weiteren operativen Aufträge. Die Frontsoldaten kannten nur einen Gegner, den mit der Waffe gegenüber. Maßnahmen gegen Unbewaffnete und Hilflose widersprachen den Prinzipien der Ritterlichkeit und des völkerrechtlichen Verhaltens, worüber immer erneut belehrt worden ist.

Bewährung und Leistung der deutschen Soldaten

In der internationalen Literatur wird immer wieder nach den Ursachen geforscht, die die Wehrmacht befähigten, so kaum vorstellbare Leistungen zu

vollbringen, in Europa zwischen Atlantik und Kaukasus, zwischen Nordkap und Nordafrika ein Gebiet zu erobern, zwölfmal so groß, ist wie das Mutterland und daß sie der Gegenoffensive der stärksten Militärmächte der Welt fünf Jahre lang widerstehen konnte. So ist in einer neueren Veröffentlichung zu lesen, der US-Oberst Dupuy sei in einer sehr ausführlichen Untersuchung zu dem Ergebnis gekommen, daß »die deutschen Infanteristen ihren britischen und amerikanischen Gegnern immer um 50 Prozent höhere Verluste beibrachten, und das in jeder Situation. Das galt auch für den Fall, daß sie in die Verteidigung gedrängt wurden und, wie meist, unterlegen waren«.[4]

Was befähigte die deutsche Armee zu so außergewöhnlichen Leistungen? Allein im Ostfeldzug weiträumige Offensiven mit rund drei Millionen Gefangenen in den acht großen Kesselschlachten und Vorstößen bis Leningrad, bis Moskau, bis Woronesch und bis zum Kaukasus, 2500 km von Berlin entfernt.

Was befähigte die Luftwaffe nur vier Jahre nach ihrem Aufbau, zusammen mit den Panzerverbänden zum schlachtentscheidenden Instrument in Operationsschwerpunkten zu werden? Und woher nahm die Marine die Kraft, vor allem mit der neu geschaffenen Unterseebootwaffe die Seewege nach Europa zu kontrollieren und zum Beispiel im ersten Halbjahr 1942 2,7 Millionen Bruttoregistertonnen Schiffsraum des Gegners zu versenken?

Die Kräfte für diese Leistungen entsprangen vielfältigen Wurzeln. Zu den langfristigen, immerwährenden gehört die geostrategische Lage Deutschlands. Anders als die durch Küsten geschützten Länder England, Spanien oder Italien bildet Deutschland seit Jahrhunderten in Europa eine strategische Drehscheibe, ein Begegnungsglacis starker fremder Mächte wie Frankreich, Rußland, Schweden, ja sogar asiatischer Eroberer, derer sich die Deutschen immer wieder mit aller Kraft zu erwehren hatten. Ihre Wehrfähigkeit ist also weniger eine Charaktereigenschaft, vielmehr – wie mutatis mutandis bei den Israelis – eine durch die Erfordernisse erworbene Kraft. Das hat dann auch den einzelnen »Wehrbürger« geformt, seinen Patriotismus gestärkt und seinen Mut, wie etwa auch im Ostfeldzug tausendfach geschehen, mit bloßer »Panzerfaust« den angreifenden Panzerrudeln entgegenzutreten.

Diese Grundveranlagung erfuhr noch eine Steigerung durch das von einer starken Mehrheit als Unrecht empfundene Friedensdiktat von Versailles. Seine diskriminierenden und wirtschaftlichen Ruin verursachenden Bestimmungen gaben allen Parteien immer wieder Munition zur Agitation gegen das »Schanddiktat« und bewirkten eine Solidarisierung über Parteigrenzen hinweg. Diesen Trend verstand Hitler geschickt für seine gänzlich anders gearteten Ziele auszunutzen. Er bezog in seine »Bewegung« Schritt um Schritt bestehende Verbände und Verbindungen mit ein, so Teile der Jugendbewegung, den »Stahlhelm«, auch »völkisch« eingestellte studentische Verbindungen. Mit der Hitlerjugend, dem Arbeitsdienst, der SA und der SS sorgte er für

wachsende Solidarisierung und sehr schnell auch für vormilitärische Ausbildung, auch wenn deren Wert zweifelhaft war.

Nach nur sechs Jahren stand damit eine junge Mannschaft zur Verfügung, die harte Anstrengungen, Alarme und Nachtmärsche sportlich ertrug und damit einen erheblichen psychischen und physischen Vorsprung auf das Gefechtsfeld mitbrachte. Der Dienst in diesen Vereinigungen vermittelte bestimmte Werte, wie den der Kameradschaft und des Beispiels der Vorgesetzten aller Ebenen. Im überschaubaren Bereich kannte der Soldat seinen Gruppen- und Zugführer mit allen seinen Stärken und Schwächen. Waren diese Vorgesetzten gerecht und fürsorgend, in der Führung besonnen und tapfer, so konnte diese Mannschaft nichts erschüttern. Der gute Kompanieführer kannte schnell seine Männer mit Namen und nahm sich auch ihrer familiären Sorgen an. Notwendige Härte und Strenge wurden dann verstanden, wenn die Lage sie erforderten. Seine Soldaten wußten schnell, ob der Chef im Handeln umsichtig und entschieden war. So wuchs in der Einheit Vertrauen.

Ähnlich entstand auch der Verbund der Offiziere untereinander über das Bataillon bis zum Regiment. Im Gefecht wurde sehr aufmerksam verfolgt, wo und wann Kommandeure selbst auftraten und eingriffen. In Krisen vorne führend, waren die verantwortungsbewußten Kommandeure im hinhaltenden Kampf dann bei den letzten Teilen am Feind. Hochgeachtet waren solche Führer, die Aufträge ablehnten, die offensichtlich erfolglos bleiben mußten und unnötige Opfer kosten würden. Solche Beispiele sind zahllos und zeigen den guten Stil im Umgang zwischen Vorgesetzten und ihrer Truppe. Ich habe es zum Glück nicht anders erlebt. Negativbeispiele sind gewiß auch zu finden. Sie haben ihre Ursache nicht zuletzt in den hohen Offizierverlusten und der verständlicher Weise im Fortschreiten des Krieges absinkenden Qualität der Ausbildung und Erziehung.

Versailles hatte bewirkt, daß die Deutschen lernten, mit wenigen Mitteln überraschende Wirksamkeit zu erzielen und ihre Organisationsfähigkeit zu trainieren. Die Bestimmungen über die Reichswehr verboten die Wehrpflicht und beschränkten die Reichswehr auf nur 100 000 Mann, die jeweils 12 Jahre (Unteroffiziere und Mannschaften), Offiziere 25 Jahre zu dienen hatten, damit sich kein Reservepotential bildete. General v. Seeckt wandelte solche Nachteile in Vorteile. Jeder Soldat sollte sorgsam ausgewählt, in der langen Stehzeit gründlich geschult und vor allem jeweils für die Eignung auch zur nächsthöheren Position ausgebildet werden. So wurde jeder Gefreite zu einem potentiellen Unteroffizier und jeder Leutnant zum möglichen Kompanieführer. In den vier bis fünf Jahren von der wiedergewonnenen Wehrhoheit 1935 bis Kriegsbeginn wurde aus der 100 000-Mann-Armee eine solche von acht Millionen, also eine Vervielfältigung um den Faktor 80, unter Einbeziehung der Landespolizeien, auch des österreichischen Bundesheeres und

durch zahlreiche Reaktivierungen. Und in der gleichen kurzen Zeit wurden die modernen, bislang verbotenen Waffen geschaffen und ihre Anwendung trainiert. Hierin eigentlich liegt die erstaunliche Leistung.

Nicht zuletzt ist auf einen gewichtigen Vorsprung in der Ausbildung hinzuweisen. Seit langem galt in deutschen Armeen der Grundsatz, den Unterstellten Ziele vorzugeben, ihnen aber den Weg dahin möglichst zu überlassen. Das gab oft auch unterlegenen Verbänden die Chance zum Erfolg. Diese »Auftragstaktik« ist immer weiter verfeinert worden. Sie wurde in der Reichswehr auch auf den unteren Ebenen gelehrt und angewandt. Das damit mögliche Handeln nach neuester Lageentwicklung war besonders in den Weiten des Ostens ein entscheidender Vorteil, wo Selbständigkeit das Gebot der Stunde war. Hier ist besonders das Unteroffizierkorps zu erwähnen, das tragende Gerüst in jeder Einheit. Oft genug übernahmen nach Ausfall der Offiziere erfahrene Portepee-Unteroffiziere das Kommando und die Verantwortung.

Diese Faktoren zusammen haben die Leistung der Wehrmacht ausgemacht und die Erfolge bewirkt. Hier fehlt zu Recht der Faktor parteipolitische Indoktrination. Dies trotz mancher wirkungsloser Versuche in dieser Richtung vor allem, weil in der Millionenarmee die wenigsten kämpften, um den Ideen des Nationalsozialismus zum Siege zu verhelfen, sondern – wie Präsident Mitterrand es 1996 in Berlin formulierte – »weil sie ihr Vaterland liebten«, gerade auch in Erkenntnis der drohenden Niederlage.

Zusammenfassung

Der Ostfeldzug war aus der Sicht Hitlers ein Kampf der politischen Systeme, des Nationalsozialismus und des Kommunismus bolschewistischer Prägung. Angefacht durch ausufernde politische Propaganda wurden die Soldaten beider Seiten in den Kampf geschickt, der Opferbereitschaft wie kein anderer erforderte. Zur Durchsetzung ihrer politischen Ziele setzte die Führung auf beiden Seiten ohne Rücksicht auf Verluste alle guten Kräfte ihre Volkes ein und mißbrauchte sie zynisch ohne Erbarmen.

Ist dem Kleinkind der Kriegsjahre und den Nachgeborenen überhaupt bewußt und begreifbar, welche Gedanken den einzelnen, eingesetzten Soldaten täglich und hauptsächlich bewegten? Es war die stets gleich und sich selbst gestellte Frage, wie für ihn persönlich der Kampftag wohl enden würde, ob mit Tod, mit Verwundung, Gefangennahme oder Gesundbleiben; ganz gleich, ob dies für das Besatzungsmitglied in einem Kampffahrzeug, an einem Geschütz in der Feuerstellung, für den Infanteristen im Schützenloch oder beim ungeschützten Vorgehen gegen den unsichtbaren Gegner – es war das beständige »Du oder Ich, Wer überwindet wen?, ich jedenfalls will überleben und meine

Familie wiedersehen«. Keinen anderen Gedanken gab es bei Freund und Feind, über Wochen, Monate, Jahre! Dem Angehörigen der kämpfenden Truppe blieb für andere Gedanken oder gar mehr meist nicht einmal der Augenblick.

Anders als sein Gegner hat der deutsche Frontsoldat im Osten wie auf den anderen Kriegsschauplätzen in aller Regel bis zur letzten Stunde nach den Vorgaben des Völkerrechts gekämpft. In Ausnahmefällen gab es von einzelnen verübte Verbrechen, gelegentlich auch als Reaktion auf Unmenschlichkeiten der Roten Armee. Sie waren auch auf die bei Kriegsende schwächer gewordene Führungsstruktur und den Verlust des Zusammenhalts in der vertrauten Kampfgemeinschaft zurückzuführen. Nicht aus eigenem Antrieb hat der deutsche Soldat seinen Fuß über die Grenze gesetzt, sondern – innerlich widerstrebend – auf Veranlassung der obersten politischen Führung, im Vertrauen auf seine militärische Führung! Wenn Zeitgenossen heute verkünden, daß sie sich diesem Auftrag widersetzt hätten, dann fehlt ihnen jede Vorstellung davon, in welchem Ausmaß der Gehorsam in Truppe und Bevölkerung verankert war und daß jeder Ansatz eines Widerstandes in der Diktatur drakonisch gebrochen wurde.

Die heutige russische Geschichtsschreibung hat gewichtige Anhaltspunkte dafür gefunden, daß Stalin selbst in der Vorbereitung eines Angriffs auf Zentraleuropa stand. Es ist daher zu erwarten, daß die künftige historische Forschung zu der Feststellung gelangt, daß durch den Ostfeldzug und den Widerstand bis zuletzt die Sowjetisierung großer Teile Europas abgewendet worden ist.

1 Victor Suworow, Der Eisbrecher, Stuttgart 1990 und Walter Post, Unternehmen Barbarossa, Hamburg 1995. Der Vf. beabsichtigt keine Stellungnahme zu der wissenschaftlichen Kontroverse um die Auslösung des Krieges gegen die Sowjetunion und stützt sich bei seinen Feststellungen auf damalige unmittelbare Beobachtungen in seinem Frontabschnitt.
2 »Erobern und Vernichten. Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941-45.« Essays. Hrsg. Jahn, Peter, und Rurup, Reinhard, Berlin 1991, S. 184.
3 Philippe Masson, Die deutsche Armee. Geschichte der Wehrmacht 1935–1945. München 1996, S. 318 ff.
4 Vgl. ebd., S. 517.

Joachim v. Schwerin, Jahrgang 1922, nahm am Feldzug gegen die Sowjetunion vom Tag des deutschen Angriffsbeginns am 21. Juni 1941 an bis zum Tag der Kapitulation am 9. Mai 1945 teil. Sein Einsatz an der Front wurde lediglich unterbrochen durch die Ausbildung zum Offizier in der Heimat, Lazarettaufenthalte und Fronturlaube. Er war als Offizieranwärter in dem später in eine Panzeraufklärungsabteilung umgegliederten Kradschützenbataillon einer Panzerdivision an den Schlachten im Mittelabschnitt der Ostfront bis Jahresende 1941 beteiligt, als Zug- und Kompanieführer im Kaukasusgebiet 1942, in der Ukraine 1943/44 und im Rückzug auf das Reichsgebiet 1945, dabei zeitweilig auch als Führer einer Panzerkompanie eingesetzt. In letzten Gefechten zum wiederholten Mal verwundet, geriet er bei Kriegsende in sowjetische Gefangenschaft, aus welcher er im Spätherbst 1949 entlassen wurde.